


Josef Scherkl

VOM HIRTENBUBEN ZUM ERFOLGREICHEN HANDWERKER

Die Lebensgeschichte
des Josef Scherkl



 edition fischer

Unverkäufliche Leseprobe der Verlags- und Imprintgruppe R.G.Fischer

Alle Rechte vorbehalten. Die Verwendung der Texte und Bilder, auch auszugsweise, ist ohne Zustimmung des Verlags urheberrechtswidrig und strafbar.

Dies gilt insbesondere für die Vervielfältigung, Übersetzung oder für die Verwendung in elektronischen Systemen.

© Verlags- und Imprintgruppe R.G. Fischer

Josef Scherkl

Vom Hirtenbuben zum erfolgreichen Handwerker

Die Lebensgeschichte
des Josef Scherkl



edition fischer

Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek

Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind im Internet über <http://dnb.d-nb.de> abrufbar.

© 2017 by edition fischer GmbH
Orber Str. 30, D-60386 Frankfurt/Main
Alle Rechte vorbehalten
Schriftart: Baskerville 12pt
Herstellung: ef/bf/2B
ISBN 978-3-86455-758-3 PDF

Inhalt

Die ersten Jahre	7
Einschulung und Kommunion	18
Tante und Onkel	26
Erste Kinderlandverschickung Hirschberg	29
Zweite Kinderlandverschickung Allgäu	37
Dritte Kinderlandverschickung Böhmen und Mähren ..	65
Zum zweiten Mal im Allgäu	87
Zurück in Kamp-Lintfort	102
Zum dritten Mal im Allgäu	105
Die Lehrzeit	113
Gesellenzeit	130
Ein tragisches Ereignis	157
Nach der Meisterprüfung	163
Selbstständigkeit	173
Urlaub im Allgäu	192
Fliegen ist wie Opium	208
Steuerfahndung	214
Das Bauordnungsamt	218
Objekt Nr. 4, Bauen in Repelen, Im Meerfeld 91	223
Objekt Nr. 5, Moselweg, Kamp-Lintfort und	
Objekt Nr. 6, Wiesenstraße, Rheinhausen	229
Ausnahmebewilligung und Meisterprüfung	231
Die Pille »Opium Fliegen«	234
Februar – März 1973, Segelfliegen	237
Objekt Nr. 7, Im Meerfeld 93	259
Aufträge in den neuen Bundesländern	262
Scherkl Service GmbH	270

Objekt Nr. 8, Haus in Piesport	276
Australien vom 05.12.2003 bis 16.01.2004	295
Freunde Helen und Travers	307
Innovation und Strategie	317
Vom Lehrling zum Diplom-Ingenieur	324
Die Rentner	325
Für meinen Vater zum 80. Geburtstag	329

Die ersten Jahre

Am 18.06.1932 wurde ich als uneheliches Kind in Kamp-Lintfort in einem Haus der Bergmannskolonie geboren. Meine Hebamme war eine Bergmannsfrau und eine Bekannte meiner Mutter. Nachdem ich das Licht der Welt erblickt hatte, muss ich wohl sehr schweigsam gewesen sein, so dass die Hebamme es für nötig hielt, mir ein paar Klapse auf den Allerwertesten zu geben. Die wohl erforderlichen ersten Prügel, wenn man das so scherzhaft sagen darf, sollten sich in meiner Jugendzeit noch sehr oft wiederholen, allerdings unter einer ganz anderen Perspektive.

Mein Vater blieb mir fremd. Obwohl er nur einige Straßen weiter entfernt wohnte, habe ich ihn nicht kennen gelernt. Er war Bergmann, hatte drei Kinder, war geschieden und meine Mutter machte ihm den Haushalt. Für meine Wenigkeit musste er 25 Reichsmark monatlich blechen und ich bekam einen Vormund. Als ich größer wurde, zeigte meine Mutter mir meinen Vater mal, als unsere Wege sich rein zufällig auf der Straße kreuzten. Ich nahm kaum Notiz von ihm. Warum sollte ich ihm auch freudig strahlend um den Hals fallen und lautstark Papa rufen? Nein, hatte er sich doch bislang nicht ein einziges Mal bei uns blicken lassen, geschweige denn sich um uns gekümmert.

Viel später, nach dem 2. Weltkrieg, als ich mit meiner Cousine auf der Zeche Friedrich Heinrich in einem Henkelmann Eintopfsuppe holte, standen wir in einer Schlange. Auf einmal spürte ich leichte Stöße in meinem Rücken. Ich drehte mich um und sah einen großen Mann hinter mir

stehen. Wir sahen uns eine Zeitlang an, keiner von uns beiden hatte die Courage ein Wort zu sagen. Sollte das mein Vater gewesen sein? Ich weiß es nicht.

Viele Jahre später, als meine Frau und ich schon einen Sohn und eine Tochter hatten, wurde die damalige Begegnung auf der Zeche Friedrich Heinrich wieder in mir wach. Ich fragte mich allen Ernstes: *Warum hatte ich damals nicht den Mut, den Mann, der mir die leichten Stöße in den Rücken gab, einfach mal anzusprechen?* Vielleicht war es ja mein Vater.

Ich muss so vier Jahre jung gewesen sein, da wurde meiner Mutter eine Stelle als Haushälterin bei einem Bergmann auf der Kaiserstraße in Kamp-Lintfort angeboten. Dieser Bergmann, Johann D., war geschieden, hatte fünf Kinder, einen Jungen und vier Mädchen, alle waren in einem Waisenhaus in Essen untergebracht. Die geschiedene Ehefrau von Johann D. war, wie man seinerzeit zu sagen pflegte, ein Feger. Verkommen und lodderig.

Bald schon zog meine Mutter mit mir in das Vier-Zimmer-Reihenhaus zu Johann D. Die beiden jüngsten Mädels, knapp drei und vier Jahre jung, wurden dem Vater zurückgegeben. Es wurde eine Hausgemeinschaft gebildet. So blieb es nicht aus, dass mein Vormund und andere Ordnungshüter oft unangemeldet in der Tür standen. Meinem Vormund missfiel, dass meine Mutter mit mir unter einem Dach zusammen mit einem geschiedenen Mann lebte. Es war ein Reihenhaus mit vier Zimmern, Keller, Dachboden, Anbau und Garten.

Im Erdgeschoss eine Wohnküche mit einem Kohleherd, zwei Schränken, einem Tisch mit einer Holzbank, zwei Stühlen und einem Ausgussbecken für die Körperpflege, in dem natürlich auch das Geschirr gespült wurde.

Gebadet wurde einmal in der Woche samstags. Das Wasser musste in Eimern von draußen an einer ca. 50 m entfernten Pumpe geholt werden. In einem Kessel auf dem Kohleherd wurde es erwärmt und in der Küche in eine dort aufgestellte verzinkte Badewanne geschüttet.

Wenn der erste mit dem Baden fertig war, wurde der Schmand oben abgeschöpft, warmes Wasser nachgefüllt und der nächste wurde abgeschrubbt. So ging es weiter, bis alle fertig waren. Die schmutzige Wäsche wurde ebenfalls in der Wohnküche auf dem Kohleherd in einem Kessel gekocht und anschließend auf dem Waschbrett sauber gescheuert. Zum Trocknen wurde die Wäsche im Garten auf der Wäscheleine aufgehängt, egal ob es Sommer oder Winter war. Irgendwann wurde eine mit Muskelkraft angetriebene Waschmaschine gekauft. Welch ein Fortschritt!

Das zweite Zimmer im Erdgeschoss war das Schlafzimmer für die Mädels. Im Obergeschoss lag ein Schlafzimmer für Johann D. In einem anderen Obergeschosszimmer stand ein altes Holzbett, in dem meine Mutter und ich schliefen. Ferner befanden sich hier ein Kinderwagen und ein paar Holzkisten, in denen wir unsere paar Habseligkeiten verstaut hatten.

Irgendwann ergatterten wir ein Eisenrahmenbett für mich. Ich war froh, endlich ein Bett für mich alleine zu haben. Im Anbau waren die »Plumps«-Toilettenanlage und der Stall, in dem ein Schwein fett gefüttert wurde. Jedes Jahr kurz vor Winterbeginn war Schlachtfest.

Um auch noch Hühner und/oder Kaninchen zu halten, musste der Anbau nach hinten und seitlich vergrößert werden. Hierin waren die Kumpel Spezialisten. Die nötigen »Brocken« dazu – so in der Kumpel-Sprache – wurden, zum

größten Teil vom Pütt oder vom Bauhof, der zum Pütt gehörte, beschafft.

Im Garten wurden Kartoffeln und Gemüse angebaut. Auch Stachel- und Erdbeeren durften nicht fehlen. Vor dem Haus in dem kleinen Vorgarten stand ein Kirschbaum und hinten an der Hauswand rankte eine Weinrebe. Für die Weinrebe sollte Pferdedung gut sein. So wurden die »Pferdeäppel« von der Straße mit einer kleinen Schuppe in einen Eimer gefüllt und seinerzeit schon unbewusst sinnvoll verwendet.

Garten umgraben und Jauchekuhle leeren war immer eine Teamarbeit. Einer bewegte den Spaten, der andere schöpfte die stinkende Brühe in Eimer, trug die »Suppe« in den Garten und goss die »braune Soße« in die gegrabenen Furchen. Das Abwasser vom Ausgussbecken in der Wohnküche lief frei hinten über den Hof in einer mit Gefälle angelegten Rinne in ein Zweikammersystem. In der ersten Kammer wurde das Schmutzwasser gefiltert. In der zweiten Kammer versickerte das Wasser. Von Zeit zu Zeit wurde die Grube zwar gereinigt, trotzdem stand oft schmutziges, übel riechendes Wasser vor dem Einlauf in das System, weil es nicht ausreichend funktionierte.

Die mit dem Pferdefuhrwerk angelieferte Steinkohle wurde einfach halb auf den Bürgersteig und halb auf die Straße gekippt, dann in Eimern bis zum Kellerfenster getragen und auf eine selbst angefertigte Holzrutsche ausgeschüttet.

Nachdem wir kurze Zeit bei Johann D. in dem Reihenmietshaus der Zeche Friedrich-Heinrich wohnten, bekamen wir Kinder einen Platz im Kindergarten gleich neben der Katholischen Pfarrkirche St. Josef. Bald schon hatte ich einen Freund im Kindergarten. Otto G., so ein kleiner Haudegen. Natürlich war ich auch nicht besser.

Nach dem Kindergarten spielten wir bei uns vor dem Haus auf dem Gonderplatz. In der nahe gelegenen Siedlung ärgerten wir die Kleineren beim Spielen oder auf der Schaukel. Wir strolchten durch die Gärten, stibitzten Stachel-, Erd- oder Johannisbeeren und auch was ungekocht essbar war, wie Möhren und dergleichen.

Otto kam zu uns nach Hause, ich ging zu ihm und wir besorgten uns eine Feile aus Vaters Gezaheregal, ein Mitbringsel vom Pütt. Mit der Feile spielten wir »Land gewinnen«, ein beliebtes Spiel von uns Jungs. Zwei Mann stellten sich in einem gewissen Abstand gegeneinander auf und wer zuerst anfängt, wurde ausgelost. Mit Wucht wurde die Feile mit dem spitzen Ende auf den ungepflasterten Bürgersteig geworfen. blieb die Feile stehen, so wurden um die stecken gebliebene Feile Kreise gezogen. Fiel die Feile um, so war der nächste an der Reihe, bis wir uns irgendwo trafen. Jetzt ging es darum, die Feile in den gezogenen Kreis des anderen zu werfen, so dass diese stecken blieb, um Land zu gewinnen. Die Feile drang nicht immer tief genug in den fest getrampelten Bürgersteig ein und kippte oft um.

Ein anderes Spiel war »Knickern« oder »Stucksen«. Knicker waren kleine bunte Lehmkugeln. Der Stuckser war eine blanke Metallkugel, sie hatte vier bis fünf cm im Durchmesser. Die Metallkugel wurde ein Stück vorgeworfen. Der nächste musste mit seiner Metallkugel (Stuckser) die vorgeworfene Kugel treffen. Wurde die Kugel getroffen, so hatte man 3 Knicker zu zahlen. Bei einer Spannweite von einer Hand zwei Knicker und von zwei Händen einen Knicker. Es gab auch bunte Glaskugeln, diese waren zum Stucksen aber nicht so gut geeignet.

Für einen unserer Nachbarn durfte ich hin und wieder

an der Trinkhalle Zigaretten holen, sechs »Eckstein«. Dafür bekam ich einen Pfennig. Für zwei Pfennige bekam man eine Wundertüte zu kaufen, aber die gesparten Pfennige wurden für Knicker umgesetzt.

Was uns auch Spaß machte, war die Mädchen bei ihren Spielen zu schikanieren. Damals nannten wir die Girls »Schicksen«. Wir haben beim Hinkeln den Hinkelstein wegstoßen oder sie eben mal so an geschubst, wenn sie in den auf der Erde aufgezeichneten Feldern von dem einen Bein auf das andere hin und her hüpfen. Danach machten wir uns aus dem Staub. Die Nachrufe: »Ihr blöden Jungs« blieben nicht aus.

Was heute die Clique ist, war früher die Bande. Bandenkriege wurden oft mit gegenseitigem Bewerfen von Kieselsteinen ausgetragen. Einmal landete ein Stein auf meiner Birne, so dass mein Kopf blutete. Himmel, Arsch und Zwirn! Was tun, die Alten durften doch von unserer Schlacht nichts erfahren. Nun ja, draußen an der Pumpe wurde das Blut abgewaschen. Zu Hause angekommen, wussten die Alten natürlich schon von unseren Heldentaten. »Der Arsch hatte Kirmes« und die »Klopp-Peitsche ihr Vergnügen«. Die Klopp-Peitsche, ein etwa 25 cm langes Stück Besenstiel, bestückt mit sechs Lederriemen (ca. 30 cm lang), lag gebunkert für uns immer griffbereit in der Schrankschublade.

Auf dem Rücken und dem Hintern tanzten die Lederriemen fröhlich. Weil ich noch meinen Kampfanzug anhatte, waren die Schmerzen gerade noch erträglich. Doch geweint hatte ich bitterlich. Die Schmerzen am Kopf und die Schmerzen der Prügelstrafe. Beides war doch zu viel des Guten.

Direkt vor unserem Haus auf der Kaiserstraße war der

große Göndersplatz. Parallel dahinter zur Kaiserstraße die Steltenbergstraße. Dahinter eine Gartenanlage und die Josefs Kirche. Im rechten Winkel zur rechten Seite die Königstraße. Über die Straße hinweg, im Anschluss an den Göndersplatz auch eine Gartenanlage. Beide Anlagen wurden von den Bergmannsfamilien, die in der Kolonie wohnten, mit Gemüse, Kartoffeln und dergleichen bepflanzt.

Links von dem Platz stand das große Göndersgebäude. Zur ebenen Erde eine große Werkstatt mit Zufahrt von der Kaiser- und Steltenbergstraße. Das alles, so wie es aussah, wurde schon seit Jahren nicht mehr benutzt. Das Obergeschoss war vermietet, in einer der Wohnungen wohnte unser Freund Wolfgang mit seinen Eltern. Wolfgangs Vater hatte einen Stellplatz für sein Fahrrad bei uns im Schuppen auf der Kaiserstraße. Eines Tages lag Wolfgangs Vater tot in unserem Schuppen. Er hatte den Sekudentod.

Links im Anschluss vom Göndersgebäude waren die Obstgärten von den Geschäftshäusern, auf der seinerzeit genannten Adolf-Hitler-Straße. Wenn das Obst reif war, besuchten wir Jungs die Gärten zu den Zeiten, in denen wir hofften, nicht erwischt zu werden.

Auf dem Straßenabschnitt der heutigen Moerserstraße, zwischen der Kaiser- und der Steltenbergstraße waren damals die Geschäfte. Eine Metzgerei, ein Schreibwarenladen, ein Lederwarengeschäft, ein Schuhgeschäft, eine Drogerie, ein Möbelgeschäft und zwei Lebensmitteläden.

In dem Lebensmittelgeschäft gab es die Möglichkeit, auf »kuki« einzukaufen, was bedeutete, dass man anschreiben lassen konnte. Wenn Papa am Monatsende vom Pütt mit der Lohntüte nach Hause kam, wurden die Schulden bezahlt.

Auf der Kaiserstraße war auch die Station der Freiwilligen Feuerwehr. Auf dem Gelände der Freiwilligen Feuerwehr war ein Haus und im ersten Obergeschoss wohnte der Feuerwehr-Obmann mit seiner Frau und seinen zwei Töchtern.

Eines Tages, als die beiden Mädels mit ihren Freundinnen alleine zuhause waren und ihren Spaß hatten, kam einer von uns Jungs auf die Idee, den Mädels das Licht auszuschalten.

Die Schuhe ausgezogen schlichen wir auf leisen Sohlen durch den Flur bis zum Schaltschrank und öffneten die Schranktür. Weil es im Flur dunkel war, verfehlten wir den richtigen Schalter. Mit einem Mal heulte die Sirene auf. Bis wir im Dunkeln den richtigen Schalter wieder erwisch hatten, waren die Mädels auch schon auf dem Flur. Wir Jungs gaben nur noch Fersengeld.

Es blieb nicht aus, dass einige Feuerwehrmänner auftauchten, um zu sehen was Sache war. Der Feuerwehr-Obmann hat verständnisvoll den Vorfall so hingebogen, dass wir Knaben mit einem blauen Auge davonkamen.

Auf dem Gönnerplatz stand im Winter schon mal Wasser. Auf der gefrorenen Eisfläche hatten wir Kinder unsere Schlinderbahn. Mit dem Schlitten nahmen wir Anlauf, fuhren die kleine Böschung herunter, um so weit wie möglich auf der Eisfläche zu gleiten. Auch Wetten wurden abgeschlossen, wer am weitesten kommt. Ebenso hatten die Schlittschuhläufer hier ihr Vergnügen.

Wenn es allmählich zu tauen begann und die Eisfläche weich wurde, sprachen wir von Gummieis. Auf dem Gummieis schnell herumzulaufen, war auch eine tolle Sache. Sofern gelegentlich einer einbrach, war das nicht gefährlich. Es gab eben nur nasse Schuhe und Strümpfe.

Direkt vor unserem Haus auf dem Göndersplatz war im Sommer auch die Kirmes. Ich hatte spitzbekommen, dass unter der Raupe immer Kleingeld zu finden war. Also stand ich morgens mit dem ersten Hahnenschrei auf und kroch unter die Raupe. Ein paar Groschen waren immer die Ausbeute. Man durfte sich nur nicht erwischen lassen, dann gab es die »Buxe« voll. Mit den paar gefundenen Groschen hatte man sein Taschengeld für die Kirmes aufge bessert, was dann auf der Kirmes wieder verjubelt wurde.

Nach dem zweiten Weltkrieg hungerte das Volk. Der Gönderplatz, welcher vorwiegend ein Spielplatz war, wurde zur Gartenlandschaft mit kleinen Parzellen, die von den Bergarbeitern bewirtschaftet wurden. Als die Not vorbei war, wurde der Göndersplatz Bauland und ist bereits komplett bebaut.

Otto und ich, wir beide waren dicke Freunde. Gelegentlich prügelten wir uns schon mal, aber trotzdem waren wir ein Herz und eine Seele und hielten wie Pech und Schwefel zusammen.

Einmal kam Otto auf den Bolzen: »Komm, wir gehen ströpen.«

»Wohin wollen wir gehen?«

»Zur Zechenbrücke.«

»Au ja, gute Idee.« Die Zechenbrücke war eine Brücke über dem Werksgelände von der Ringstraße zur Friedrich-Heinrich-Allee. Eine Abkürzung für die Kumpels zur Maloche. Die Zechenbrücke war so ein magnetischer Punkt für uns Jungs. Wenn die mit Dampf angetriebene Rangierlok die Waggons verteilte, fuhren diese oft unter der Brücke hin und her. Wir stellten uns auf die Brücke in die von der Dampflok ausgestoßenen Dampfwolken.